

stellte sich (zumindest dem Rezensenten) die Frage, ob nicht gerade die ‚Münchener Theorie‘ mit ihrer distinkten Annäherung an die Massenkommunikation bei dem Thema Internet anregende Impulse geben könnte. Dass dies der Fall ist, wird mit diesem Buch eindrucksvoll demonstriert – wenn auch etwas spät!

Joachim R. Höflich

Tanja Thomas

Deutschstunden

Zur Konstruktion nationaler Identität im
Fernsehtalk

Frankfurt/New York: Campus, 2003. – 438 S.

ISBN 3-593-37644-5

Wer wir sind, wozu wir uns gehörig fühlen, unsere Identität oder unsere Identitäten, das ist in unseren modernen Gesellschaften nichts mehr, was wir so einfach vorfinden und was sich so einfach bestimmen ließe. In den Wissenschaften, zumal in den sich konstruktivistisch verstehenden, ist man sich deshalb längst darüber im Klaren, dass simple „natürliche Identitäten“ – auch wenn sie in manchen Alltagstheoretischen oder ideologischen Vorstellungen immer wieder auftauchen – ins Reich der Fabelwesen oder besser der üblichen Konstruktionen gehören. An die Stelle der Auseinandersetzung mit vorgefundenen festen Identitäten treten diskursive Prozesse des Aushandelns höchst strittiger und vager, flexibler Gebilde. Eine zentrale und die politisch vermutlich brisanteste Kategorie möglicher Identitätsbildungen ist bis heute (und vielleicht wieder verstärkt) der Begriff der ‚Nation‘. Davon zeugen periodisch auftretende Debatten um die Doppelstaatsbürgerschaft, um Zuwanderung, um eine neue supranationale europäische Identität usw. Das zentrale Forum hierfür ist – nach gängiger Auffassung – seit längerem das Fernsehen, besonders in den populären Talkshowformaten, die solche Debatten rasch anschwelend und in (auch stilistischen) Varianten unter vielfältigen Aspekten inszenieren.

Die vorliegende Tübinger Dissertation geht einer solchen Debatte anhand von Talkshowsendungen nach, und zwar dem Diskurs um die Doppelstaatsbürgerschaft, der im Herbst nach dem Wechsel zur rot-grünen Koalition von deren Vorhaben ausgelöst wurde, das Staatsangehörigkeitsgesetz von 1913 zu

modernisieren und damit an die Stelle eines Abstammungs- ein Territorialprinzip zu setzen, was bekanntlich am Widerstand der CDU/CSU nicht nur scheiterte, sondern der CDU in Hessen, nach einer höchst fragwürdigen Unterschriftenkampagne, auch noch einen Wahlsieg bescherte; zugleich war dies der Beginn einer Bundratsmehrheit für die Opposition und damit einer de facto großen Koalition.

Die Autorin entfaltet Schritt für Schritt die Grundlagen: das semantische Feld der Grenzbeziehungen zwischen ‚Eigenem‘ und ‚Fremdem‘ mit den verschränkten Konzepten von Rasse, Kultur, Ethnie und Nation, wobei sie die Nation sehr überzeugend als „Integrationskonzept“ fasst; den Forschungsstand mit der Übersicht über die zahlreichen Arbeiten, die sich mit der Behandlung von „Fremden“ in den Medien beschäftigt haben, schließlich die eigene Analysemethode, in die sie – durchaus wohlbegründet und mit Verve – nahezu alles hineinpackt, was sich eben noch kombinieren lässt, die wissenssoziologische Idee der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit, ein ethnomethodologisch geprägtes gesprächsanalytisches Vorgehen, einen linguistisch-diskursanalytischen Ansatz, einen Cultural Studies-Ansatz, der sich auf Raymond (nicht Robert) Williams, oder eher auf Udo Göttlich, beruft, und dann noch das Bourdieusche Habitus-Konzept. Vielleicht wäre weniger doch mehr gewesen.

Immerhin wird so ein intelligenter Hintergrund gemalt für die sehr detaillierte und konkrete Analyse von Ausschnitten aus acht Talkshows dreier unterschiedlicher Typen, aus Polittalks à la „Sabine Christiansen“, Promitalks à la „Nachtcafé“ und Daily Talks à la „Bärbel Schäfer“; die Genres werden charakterisiert und typisiert und die acht Sendungen werden formal und inhaltlich beschrieben. Die eigentliche Analyse umfasst beinahe 240 Seiten, und sie geht das Thema, die Konstruktion des nationalen „Wir“, in fünf Schritten an: 1. untersucht sie Kategorisierungen und Ambiguitäten kategorialer Zuschreibungen; 2. verfolgt sie typische Ressourcen der „Wir“-Konstruktionen wie Heimat, Geschichte, Kultur, Sprache, Religion, aber auch Demokratie oder Moderne; 3. analysiert sie typische Argumentationen, die als „Legitimationswerkzeuge“ fungieren; 4. bezieht sie die medien- und genrespezifischen „Inszenierungslogiken“ ein; 5. berücksichtigt sie auch die verschiedenen Handlungsspielräume der Akteure, die ja – je nach Rollenzuweisung und

erarbeiteter Interaktionsrolle (hier kommt das Bourdieusche „kulturelle Kapital“ ins Spiel) – sehr verschieden aussehen können.

Erstaunlich ist: Trotz aller Spaltungen und Differenzen in den interaktiv konstruierten kollektiven Identitäten findet sich dennoch ein „nationales Wir“, immerhin insoweit, als sich eine Mehrheit der Interagierenden darin einig ist, „Nation und nationale Zugehörigkeit zu einem der zentralen Bezugspunkte der Bedeutungsproduktion und Interpretation zu machen“ (S. 397f.). Man scheint die Kategorie zu brauchen, auch wenn man im Detail nicht übereinstimmt oder ihr sogar misstraut. Trotz aller Konstruiertheit, Widersprüchlichkeit und Fluidität erscheint das „Nationale“ nach den Analysen der Autorin doch recht stabil: „Die Akteure handeln in einem fest verankerten Netz von Strukturen, Regeln, Bedeutungen und Interpretationen, an dem täglich weiter geknüpft wird. Dies macht deutlich, dass der Begriff der ‚Konstruktion‘ von Nation, nationaler Identität und Gemeinschaft befreit werden muss von Vorstellungen der unmittelbaren Veränderbarkeit des Konstruierten.“ (S. 401) Schlimmer noch: „Im Kontext der doppelten Staatsbürgerschaft ist es der CDU/CSU gelungen, u. a. auch in Talkshows Deutungshegemonie hinsichtlich der Vorstellungen einer nationalen „Wir“-Gemeinschaft als zu schützendes „Gut“ zu gewinnen.“ (S. 103)

In der Tat: Vom Multi-Kulti-Konzept, das selbst Heiner Geissler favorisierte, ist kaum noch etwas zu hören. Stattdessen scheint niemand mehr an der Idee von ‚Integration‘ vorbeizukommen, die – Europa hin, Globalisierung her – doch mehr nach Homogenisierung und Assimilation klingt. Vielleicht ist es aber auch so, dass man sich nationale Identitäten durchaus gefahrlos leisten könnte, solange man auch andere Identitäten pflegte, regionale, supranationale, und solange man statt Integration ‚gute Nachbarschaft‘ zwischen Nationalitäten konzeptualisierte, seien sie durch äußere Grenzen getrennt oder nur durch mentale im Innern von Gesellschaften.

Tanja Thomas hat gezeigt, wie man auch die zukünftigen Debatten im Fernsehen wird beschreiben können.

Werner Holly

Klaus Plake

Handbuch Fernsehforschung

Befunde und Perspektiven

Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2004. – 404 S.

ISBN 3-531-14153-8

Es ist noch gar nicht so lange her, dass zwei umfangreiche Bände zur Fernsehforschung in Deutschland erschienen sind. Die Medienforschung des Südwestrundfunks hat seinerzeit mehr als 80 Autoren um kompakte Darstellungen zu Teilgebieten der Fernsehforschung in Deutschland. Diese waren teils historisch angelegt, teils nahmen sie auf aktuelle Themen und Daten Bezug, häufig aber auch mit einem explizit methodischen Fokus, der die Medienforschungspraxis in den Vordergrund stellte. Obwohl sich so viele Autoren an dieser Publikation beteiligt haben, wird man kaum zu dem Ergebnis kommen können, dass allen Bereichen, die im weiteren Sinne der Fernsehforschung zugerechnet werden können, in gleicher und adäquater Weise Rechnung getragen werden konnte. Der Mut zur Lücke ist angesichts der Entwicklung der Kommunikationswissenschaft notwendig. Er stellt sich aber gleichsam wie von selbst ein.

Wer heute über Fernsehforschung spricht, denkt zunächst einmal an jenes Feld der systematischen Beobachtung, das Sceptiker solcher Verfahrensweisen gelegentlich auch als administrative Forschung bezeichnen. Die Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) liefert uns quasi parallel zum Leben eine permanente Reflexion darüber, was wir mit einem Teil unserer Zeit tun. Was hier tagtäglich an Daten produziert wird, könnte ohne Weiteres mehr als 80 Forscher mit einer Vielzahl von Aufgaben versorgen. Das mag auch ein Grund dafür sein, dass das von Klaus Plake vorgelegte „Handbuch Fernsehforschung“ nicht in Zahlen verliert ist, sondern eine Aufarbeitung der Forschung präsentieren möchte, die er selbst als fernsehspezifisch (S. 10) bezeichnet. Der Praktiker aus der Medienforschung wird daher eher zu dem Ergebnis kommen, ein „Handbuch Fernsehtheorien“ in der Hand zu halten.

Im Vorwort wird der Anspruch des Buches kurz skizziert. Der Hinweis, dass nicht alle wichtigen Arbeiten berücksichtigt werden können, überrascht in diesem Zusammenhang kaum. Er ist mehr als verständlich. Weiter heißt